

Im Paradies.

Roman von **Woldemar Urban.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Jetzt würden, so überlegte Marini weiter, auch alle die übrigen großen und kleinen Gläubiger wie Raben über ihn her fahren, sie würden ihn beschimpfen, ihn Betrüger, Lump, Bankerottierer nennen, würden ihn — o, er kannte seine Neapolitaner! Sie werden zu Bestien, wenn sich's um ihr Geld handelt.

Und das alles sollte er über sich ergehen lassen? Hinuntersteigen von des Lebens Höhe, auf der er sich bisher gesonnt, in die finsteren Stätten der Armut, des Elends, der Entbehrungen, verfolgt von dem Hohn und Spott seiner Bekannten? Arm sein! Das war er ja auch gewesen als mittelloser Offizier, wie er in die Armee eingetreten war. Damals hatte er auch nichts gehabt als seine Gage und seine Jugend, seinen gesunden Humor und seinen Frohmut. Und dann war das Glück gekommen, unerschöpflich, unaufhörlich hatte es ihn getragen auf seinen stolzen Fittichen. Er hatte eine reiche Frau geheiratet, war zu Aemtern und Würden, zu Titeln und Orden gekommen — alles Hexengold! — Es hatte ihn entnervt, hingeführt an den Abgrund, an dem er jetzt stand. Arm werden! Das war's, was über seine Kräfte ging.

„Es ist zu Ende! Vorwärts, vorwärts!" murmelten die bläulichen Lippen, und mit langsamen, zaudernden Schritten trat er weg vom Fenster nach einem Schrank hin, dem er einen Revolver entnahm. Seine Hände zitterten, als er ihn lud.

„Es wird schon gehen," murmelte er wieder, „nur fest und sicher halten! Es wird schon gehen!"

Dann ging er wieder zum Fenster und warf einen Blick hinaus in die zauberglänzende, wonnige Landschaft, als ob er Abschied von ihr nehmen wolle, bitteren, herben Abschied. Jeder Neapolitaner liebt seine Heimat bis zum Enthusiasmus. Es war noch genau dasselbe Bild wie vorhin, auch die Mandoline schickte noch ihre weichen, zitternden Töne herüber in die rauschenden, duftenden Gärten der Villa Marini, genau wie vorhin.

„Es wird wohl auch so bleiben, oder doch immer wieder so werden," dachte er, „nur ich — ich muß fort. Fort! Fort!"

Dann nahm er die Waffe in beide Hände, hielt den Lauf in den Mund. Sein Blick fiel wie hilfesuchend im Zimmer umher. Nichts, kein Hauch, kein Laut störte ihn. Wünschte er etwa, daß ihn jemand oder etwas stören möchte?

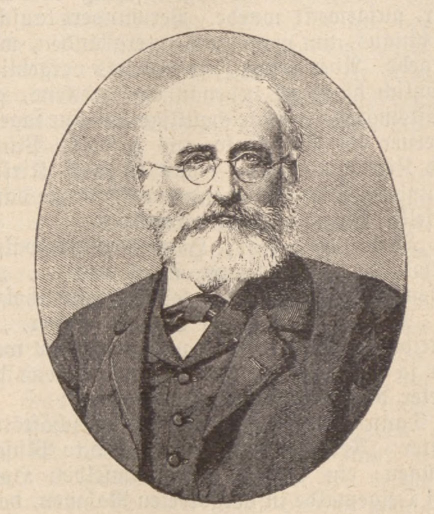
Er nahm die Waffe wieder aus dem Munde heraus.

„Es knallt zu sehr im Zimmer," murmelte er. „Ich will nach dem Park gehen. Dort auf dem Felsen, der über dem Meer hängt — da geht's besser. Dort — fällt mein — meine Leiche ins Meer hinunter und — ja, so ist's besser. Morgen wird's heißen, ich sei verreist — und so — ja — so ist's besser."

Er schob an dem Revolver den Sicherheitsverschluß wieder vor und schlich hinaus. Nebenan war das Schlafzimmer seiner Tochter. Er sah flüchtig hinein, und als er bemerkte, daß sie fest schlief, trat er in das Zimmer ein. Peppa schlief den Schlaf eines Kindes. Ihr Atem ging ruhig und regelmäßig, ihr sonst blasses, rundes Gesichtchen war vom Schlaf sanft gerötet. Sinnend blieb ihr Vater einen Augenblick vor ihr stehen.

„Ganz ihre Mutter," flüsterte er leise, „damals. Ganz, wie sie damals war."

Dann seufzte er auf, aber nicht wegen seines Kindes, nicht ihre Zukunft machte ihm Gram. Er hatte sich nie ernstlich um sie gekümmert. Sondern um sich selbst und sein elendes Los seufzte er. Das Glück macht egoistisch, und so hatte Commendatore Marini an seine Kinder und an ihre Zukunft nie gedacht. Nur in der letzten Zeit, wo er allerdings gehofft hatte, sich durch eine reiche Heirat Peppas wieder flottmachen zu können, hatte er sich mehr für sie interessiert. Da das aber gescheitert war, oder nun scheitern mußte, so kümmerte ihn, was sonst aus ihr werden würde, nicht mehr.



Koloman Tisza †. (S. 131)

Leise verließ er das Zimmer seiner Tochter wieder. Er zeigte bei dem Abschied keine Rührung. Sein Vorhaben beschäftigte ihn so sehr, daß er nicht dazu kam. Vorsichtig und leise schlich er die Treppe hinab und ging durch eine Veranda nach dem Park hinunter. Den Revolver trug er in der Hand, die er nur leicht unter dem Frackzipfel verbarg. Weiße Mondlichter huschten über die von den Bäumen beschatteten Gänge hin.

Plötzlich hörte der Commendatore unmittelbar hinter sich einen Säbel auf dem Sandwege klappern, und fast in demselben Augenblick fühlte er, wie ihm mit einem raschen geschickten Griff der Revolver aus der Hand gerissen wurde. Hastig wandte er sich um — da stand sein Sohn vor ihm.

Einen Augenblick lang starrten sie sich, beide sprachlos vor Ueberraschung und Schreck, gegenseitig an.

„Vater!" keuchte der junge Offizier endlich bebend.

Er mußte auf einer Bank gesessen und seinen Vater im Vorübergehen beobachtet haben.

„Was — was thust du noch hier, Mario?" fragte Marini stockend und dem Blick seines Sohnes ausweichend.

„Und du! Und du, Vater? Mit diesem —"

Damit steckte er die Waffe seines Vaters, die er noch in der Hand hielt, in die Tasche.

„Hm, ich — was du denkst! Mein Gott, ich wollte — Ich konnte nicht schlafen und wollte ein wenig nach den Wachteln schießen."

„Vater!"

„Es muß bald Morgen sein. Sie kommen immer mit Tagesanbruch übers Meer und ruhen sich am Ufer aus und — und da wollte ich —"

Dann brach er ab, senkte vor den durchdringenden Augen seines Sohnes den Blick und machte sich an seiner Uhr zu schaffen, als wolle er nachsehen, welche Zeit es sei.

„Mit dem Revolver!" sagte sein Sohn; dann warf er sich seinem Vater mit einem ungestümen Gefühlsausbruch an die Brust, küßte ihn, schluchzte und hauchte endlich leise: „Vater, Vater, nur das nicht! Was auch

kommen möge, was sie auch thun mögen, gieb uns, gieb dich nicht selber auf. Sei ein Mann, bleibe bei uns, bei deinen Kindern."

„Laß mich, Mario. Laß das. Du weißt nicht —" wehrte ihn sein Vater leicht ab.

„Ich weiß alles, Vater. Ich habe gehört, was du mit Giuberti und mit dem Grafen Massimo verhandelt hast —"

„Du! Du? Aber es giebt noch andere —"

„Laß sie nur machen. Wir sind arm. Was weiter? Giebt es nicht Hunderte und Tausende außer uns, die auch arm, vielleicht noch ärmer sind wie wir? Was andere ertragen, sollten wir das nicht ertragen können?"

Marini stöhnte leise, ging einige Schritte weiter und setzte sich endlich müde auf eine Bank.

„Ja, Mario," sagte er dann, „du bist jung, du hast wohl recht. Du kannst dir helfen. Als ich in deinem Alter war, war ich auch arm und hatte nichts als einen Kopf und zwei Hände."

„Und einen ehrlichen Vater. Vergiß das nicht."

„Du weißt nicht, wie unglücklich alles steht. Es ist alles, alles aus, und ich — bin ein alter Mann."

„Du bist nur hoffnungslos, das ist alles. Dir fehlt das Vertrauen zu dir, zu uns, zu deinen Kindern. Wenn du — wenn du jetzt stirbst, was glaubst du, was aus mir, aus Peppa wird? Glaube mir, wenn du stirbst, so sind wir auch schon halb verloren, denn wir verlieren die Achtung und das Vertrauen der Menschen. Der Schuß, der dich trifft, ist ein Makel für uns durchs ganze Leben. Nein, Vater, alles, was du willst — alles, wie du willst, nur das nicht!"

Mit echt südlicher Glut und Innigkeit drückte er die Hände seines Vaters an seine Lippen, küßte sie und weinte darauf heiße, große Thränen. Endlich stand der Commendatore wieder auf und sagte: „Komm, Mario. Laß dir nichts anmerken. Hörst du?"

„O, was das anlangt, so wenig wie die Bäume hier verraten, was sie gesehen —"

„Wir — wir werden ausziehen müssen —"

„Was geschehen muß, wird geschehen, Vater, habe deswegen nur keine Sorgen."

„Man wird uns nehmen, was wir haben. Mario, wir werden — sehr, sehr arm werden."

„Und es werden doch wieder Tage kommen, wo wir uns auch wieder freuen dürfen, wo Gott uns hilft, wenn uns die Menschen verfolgen."

„Wir werden hinunterziehen müssen, dorthin, wo — wo die armen Leute wohnen, am Basso Porto oder an der Porta Capuana, in die Choleraviertel, weißt du? Wo die Straßen eng und feucht sind und nicht trocknen können, weil weder Sonne noch Luft hineingelangen kann, und der Posilippo wird uns erscheinen wie ein verlorenes Paradies."

„Was kommen muß, wird kommen. Wir müssen es tragen, Vater. Aber wir werden leben."

„Und das ist noch nicht alles. Die Menschen, Mario — ich weiß nicht, wie sie anderwärts sind, aber in Neapel sind es Teufel, wenn einmal jemand gestürzt ist. Wie das Vieh, das Schwächliche oder Kranke unter sich verfolgt und tötet, so sind sie, wenn sie sich — betrogen wähnen."

„Und wir werden es doch ertragen, Vater, verlaß dich auf mich. Wir werden leben!" antwortete der junge Mann mit einem gewissen hochmütigen Trotz.

„Ja, ja, Mario. Das ist die Jugend. So spricht die Jugend. Aber ich —"

„Nun, komm ins Haus. Wir wollen sehen, was noch zu thun ist. Dann mögen sie kommen. Dann mag werden, was will." —

Alt und gebrochen war der Vater, als Mario ihn ins Haus führte. Er, der noch vor wenigen Stunden in der Fülle des Glücks, liebenswürdig und lustig, gastfreundlich-verschwenderisch seine Gäste bewirtet und unterhalten hatte, schien jetzt so hinfällig, als ob er sich nie wieder erholen könne.

Und noch immer umspielten den Posilippo kosende Nachtwinde und leise plätschernde Wellen, noch immer dufteten die Orangenblüten und leuchtete das Meer, noch immer erklang die Mandoline zitternd durch die Nacht — und fauchte der Vesuv jenseits der Stadt rotglühenden Dampf und Schwefelmassen in die Luft. — —

Peppa war eine Langschläferin, wie die meisten Neapolitanerinnen, soweit sie sich das leisten dürfen. Namentlich in den Sommermonaten, wenn die Nächte kühl und angenehm sind und deshalb gern im Freien zur Erholung von der Glut des Tages zugebracht werden, war es ihr ein leichtes, bis Mittag zu schlafen. Es war also schon ziemlich spät, als sie am nächsten Morgen durch ein eigentümliches, lautes Hin- und Herlaufen auf Korridoren und Treppen, das sonst in der Villa Marini am Morgen streng verboten war, aufgeweckt wurde. Verwundert lauschte sie hinaus, um womöglich zu ergründen, was es gebe. Aber lange Zeit war das vergeblich. Plötzlich hörte sie nebenan eine trockene, geschäftsmäßige und gleichgültige Stimme sagen: „Ferner ein Schlafsofa aus grünem Plüsch und Kirschbaumholz — das ist doch Kirschbaumholz, Herr Commendatore?" fragte dann derselbe Mann, sich unterbrechend.

„Bitte recht sehr, Herr Rechtsanwalt," antwortete die Stimme ihres Vaters, „in diesem Salon ist alles rotes Mahagoniholz."

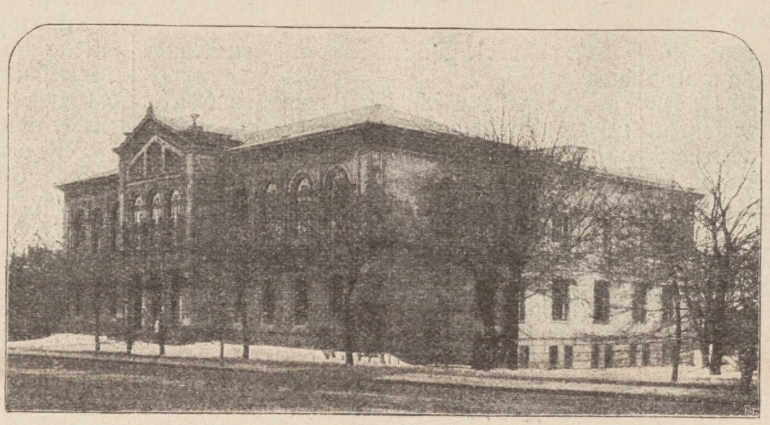
„Na," sagte die erste Stimme wieder, „so schreiben Sie also Mahagoniholz. Wir werden ja später bei der Auktion sehen, was die Bieter dazu sagen."

Dann ging es in dem kalten Geschäftston weiter: „Ferner sechs Stühle mit dito Plüschbezügen, ein Spiegel aus demselben Holz, drei Oelgemälde in vergoldeten Rahmen, darstellend — ja, was soll denn das eigentlich darstellen, Herr Commendatore?"

Peppa wußte es ganz genau, auch ohne daß sie die Stimme ihres Vaters hörte. Es war ja ihr Salon, in dem die wunderliche Scene vor sich ging. Das eine der Bilder stellte die Faraglioni bei der Insel Capri dar, das andere als Gegenstück eine kalabresische Küstenpartie am Golf von Policastro. Es waren Geschenke, die Peppa von ihrer Großmutter erhalten hatte. Das dritte, das über der Thür hing, war ein Porträt ihrer Mutter, das Peppa selbst nach einer alten Photographie in Oel gemalt hatte, auf das sie sehr stolz war, weil ihr Vater sagte, daß es außerordentlich ähnlich und sehr fein gemalt sei.

„Was ist denn da drüben los?" fragte sich Peppa starr vor Staunen. Sie hatte ihren Salon sehr gern, und sie hing an all den kleinen und großen Schmuckstücken, die da hergezählt wurden, als ob es sich um Stücke ihres eigenen Körpers gehandelt hätte. Wollte der Vater sie veräußern? Das war ja undenkbar! Unmöglich! Rasch und energisch drückte sie auf die Klingel, die neben ihr auf einem Tischchen stand, um ihrer Zofe zu rufen und Aufklärung von ihr zu erfragen. Es kam aber niemand. Sie klingelte wieder und zum drittenmal. Sie sprang endlich aus dem Bett, um sich rasch anzukleiden.

Eine fürchterliche Unruhe, eine Angst befiel sie, als ob sich ein ungeheures Unglück ereignet hätte. Sie zitterte und weinte vor Ungeduld und Furcht. Kein Mensch ließ sich sehen. Auch ihre Schokolade war nicht da, die Lucia, ihre Zofe, sonst immer auf den Tisch stellte. Endlich trat ihr Bruder ein. Er war in Zivil und sah sehr bleich aus. Im Nebenzimmer ging das Aufzählen immer weiter. Die kleinen Nippsachen, die unschuldigen Dingerchen, die sie hie und da zusammengekramt und herbeigetragen hatte, alles wurde aufgeschrieben, die Fächer, die Bücher und Zeichnungen, die Vasen, die Porzellanfiguren. Alles, alles wurde hergesagt.



Die Kunsthalle in Bremen. (S. 131)
Nach einer Photographie von H. Breuer in Hamburg.

„Mario!" rief sie überrascht, als ihr Bruder eintrat, „wo ist denn Lucia?"

„Sie ist ausgegangen, Peppa," antwortete ihr Bruder gedrückt und verlegen, wie ausweichend.

„Ausgegangen? Aber —"

„Peppa, du mußt dich rasch ankleiden. Es werden nun auch diese Zimmer hier aufgenommen," sagte ihr Bruder wieder.

„Aufgenommen!" wiederholte sie. „Aber ich verstehe gar nicht —"

„Mache nur schnell. Du wirst dann alles hören. Jetzt aber mußt du dich beeilen. Die Herren werden nicht warten wollen."

„Sie werden nicht warten wollen? Aber was wollen sie denn überhaupt, Mario? Was thun sie mit meinen Bildern und Skizzen, mit meinen Möbeln, mit meinen —"

„Peppa, komm, komm! Ich bringe dich einstweilen fort. Du mußt dich fassen. Es — es ist ein Unglück geschehen."

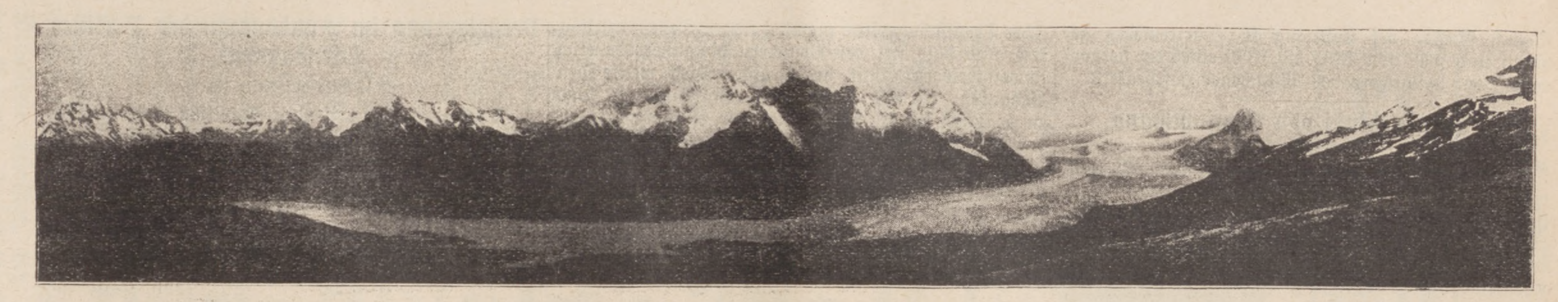
„Ein Unglück?" fragte sie, noch immer fassungslos. „Und du willst mich fortbringen? Ja, wohin denn?"

„Ich weiß es noch nicht. Jetzt komm nur, Peppa, komm! Mache uns das Herz nicht noch schwerer, als es ohnehin schon ist."

„Aber was, bei allen Heiligen, ist geschehen? Mario, sage mir, was das alles bedeuten soll?"

„Du sollst alles erfahren, nur mache dich rasch fertig, damit wir fortkommen von hier."

Entsetzt, mit vor Schreck erstarrten Zügen und weit geöffneten Augen schaute sie ihn an, als ob sie ein Medusenhaupt erblickt hätte, zitternd griff sie nach seinen Händen, und mit



Das Gebiet „La Ultima Esperanza“ in Südamerika.

zuckenden Lippen und Thränen im Auge schrie sie: „Mario, der Vater ist — ist ruiniert!“

Dem jungen Mann traten die Thränen ebenfalls in die Augen. Er strich mit der Hand weich und liebkosend über ihre dunklen, etwas welligen Haare und küßte sie auf die Stirn.

„Komm, Peppa! Sei gut und stark. Es wird ja alles vorübergehen, und es werden wieder bessere Zeiten kommen. Aber einstweilen müssen wir uns einrichten, so gut es geht. Die Villa wird verkauft.“

„Verkauft! Also wahr, alles wahr?“ stöhnte sie.

Ihr Bruder redete ihr zu, so gut er konnte, sprach ihr Trost ein, wie es ihm gerade einfiel, aber Peppa stand bewegungslos, mit starren Augen, bleich wie eine Statue, wie entgeistert vor ihm. Wie ein Traum, wie ein goldener, herrlicher Traum lag ihre Jugend hinter ihr, und vor ihr drohte das graue rätselhafte Leben der Sorge, der Angst, des Kummers und Elends. Wie ein Gespenst tauchte es vor ihr auf, das in jeder Falte seines schwarzen Gewandes neue Schrecken, neue Untiefen barg, und ratlos, fassungslos, hilflos stand sie da. Was sollte nun aus all ihren Träumen, aus ihren Wünschen und Hoffnungen werden?

Und Giuliano? Was würde er thun, was würde er sagen zu diesem schrecklichen Wechsel? Mut, Mut, Mut redete ihr Bruder ihr ein. Ach, sie fühlte es wohl, wie er selbst ohne Rat und Hilfe dastand. Wie konnte sie Mut fassen? Sie, das verwöhnte und verzogene Kind des Ueberflusses und Reichtums, den sie immer für unerschöpflich und unaufhörlich gehalten? Welch schreckliches Erwachen!



Jenny Hirsch †.
Nach einer Photographie von E. Sellin & Co. in Berlin.

Man ließ den beiden Geschwistern nicht viel Zeit, sich in ihrer neuen Lage zurecht zu finden. Man klopfte an die Thür. „Sie kommen. Nur Mut,“ flüsterte Mario und half ihr, sich fertig anzukleiden. Verschüchtert, bleich, zitternd, mit niedergeschlagenen Augen ging sie an den Männern vorbei, die ihnen in der Thür begegneten. Zögernd setzte sie ihren Fuß vorwärts — hinaus. Wohin? Sie wußte es nicht. Nur, daß sie fort mußte, das wurde ihr allmählich klar.

Roh, schonungslos kamen die Fremden herein. Ihr Bett war noch warm, und jene begannen ihre Thätigkeit gleich einer neuen Art Hyänen, die sich empfindungslos und erbarmungslos auf ihre Opfer stürzen. Einer von ihnen grüßte sie und nannte sie bei ihrem Namen, als sie vorüberging, ein dicker Mann, mit vielen Flecken auf dem schwarzen zugeknöpften Rock und einer feuerroten Nase. War das nicht derselbe, der noch gestern abend mit an des Vaters gastfreiem Tisch gesessen hatte?

„Das Eigentum ist heilig!“ sagte er in einem Tone, als wollte er sich entschuldigen oder verteidigen. Und dem zitternden Kinde, das da scheu und schüchtern einer ungewissen, traurigen Zukunft entgegenwankte, stieg das Blut bei dieser Aeußerung in die Wangen. Wenn das Eigentum heilig war, warum jagte man sie hinaus aus dem ihrigen? War das überhaupt möglich? War nicht alles am Ende doch ein wüster Traum?

Im Garten mußte sie wieder auf ihren Bruder warten, der im Hause noch etwas zu thun hatte. Ein junger, vielleicht zwei- oder dreiundzwanzigjähriger Bursche mit total zerrissenen Stiefeln und einem Rock, aus dem die Sonne jede Farbe ausgesogen hatte, und der nun in einem schmutzigen Graugelb schillerte, gesellte sich frechvertraulich zu ihr, ein Flegel schlimmster und bedrohlichster Sorte. Den rechten Fuß schleifte er in sonderbarer Weise hinter sich her, als ob er eine Wunde daran hätte oder ein schweres Gewicht nach sich ziehen müßte.

„Sie sind wohl das junge Fräulein?“ plauderte er in einer fast beleidigenden Vertraulichkeit, als ob er in die Villa gehöre. „Ja, ja, es ist ein Hauptlump, der alte Don Leone. Er schont nichts. Er hat mich hier als Aufseher angestellt. Ich soll aufpassen, daß nichts heimlich fortgeschafft wird. Ich bin schon die ganze Nacht hier gewesen. O, ich weiß alles. Er hat mir dreißig Soldi versprochen für den ganzen Tag. Na, ich will ihm nicht raten, mir auch nur einen abzuziehen, dem Gauner! Er ist der größte Spitzbube in ganz Neapel.“

Peppa hatte sich weinend auf eine Bank gesetzt, um ihren Bruder zu erwarten. Er mußte ja gleich kommen. Wenn sie nur den häßlichen Menschen da los gewesen wäre! Was wollte er von ihr? Wollte er sie etwa gar untersuchen, ob sie nicht etwas aus dem Hause mitgenommen habe, was sie nicht mitnehmen durfte?

Der Bursche trat noch weiter auf sie zu und flüsterte etwas leiser: „Wenn Sie noch etwas im Hause haben, was Sie gern fortgeschafft haben möchten, so sagen Sie es nur mir, mein Fräulein. Verstanden? Ich thue es um Ihrer hübschen Augen willen und dem alten Lump zum Trotz. Lassen Sie die dort nur machen, was sie wollen. Das ist Unsinn. Ein glatter Griff, und das Register hat ein Loch. Dann können sie suchen, was nicht da ist, meinethalben bis sie schwarz werden.“

Sie sah ihn an. Er war doch nicht so ruppig und gemein, wie er auf den ersten Blick aussah. Er hatte sogar hübsche glänzende Augen und wirres, tiefschwarzes Haar, das ihm in mächtigen Locken bis in die Stirn hereinhing und sich nicht in den Hut zwängen ließ. Sie dachte an das Bild ihrer Mutter. War das nicht ihr Eigentum? Sie hatte es gemalt, selbst, mit ihren eigenen Händen. Konnte ihr das jemand streitig machen? Nur mochte sie nichts mit dem Menschen vor ihr zu thun haben. Er sah so schrecklich verwahrlost aus. — Und dann, wer wußte, ob er es ehrlich meinte? Ob er nicht vielleicht bloß einen Auftrag von ihr haben wollte, um sie dann zu verraten?

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

In dem verstorbenen Grafen **Koloman Tisza** betrauert das ungarische Volk einen seiner bedeutendsten und erfolgreichsten Staatsmänner, der volle fünfzehn Jahre, von 1875 bis 1890, als Ministerpräsident die politischen Geschäfte leitete und in geschickter Weise Ungarn in die neuen, durch den Ausgleich mit Oesterreich entstandenen Verhältnisse überzuführen verstand. Er war am 16. Dezember 1830 zu Geszt im Biharer Komitat geboren und trat nach beendetem Rechtsstudium in den Staatsdienst ein. 1861 wurde er ins Abgeordnetenhaus gewählt, gehörte erst der Opposition an und bildete dann die große liberale Partei, durch die er ans Ruder gelangte. — Der jetzt vollendete Neubau der **Bremer Kunsthalle**, bei dem es sich darum handelte, die alten Räume nicht nur beträchtlich zu erweitern, sondern ihnen auch möglichst helles Licht zu geben, ist in vorzüglicher Weise gelungen. Im oberen, für die Gemäldegalerie bestimmten Stockwerk wurde Oberlichtkonstruktion gewählt. Für die unteren Räume, wo sich hauptsächlich die Antikensammlung, das Kupferstichkabinett, die Bibliothek und der Festsaal befinden, genügen die hohen Fenster. Die Eintrittshalle selbst ist geräumig und von schöner Wirkung. — Eine alte Streitfrage zwischen Chile und Argentinien, die kürzlich beinahe zum Kriege geführt hätte, wird jetzt durch das Schiedsrichteramt König Edwards VII. von England ihrer friedlichen Lösung entgegengeführt. Es handelt sich in der Hauptsache um ein ödes Grenzgebiet im Hochgebirge der Cordilleren, „**La Ultima Esperanza**“, das Argentinien widerrechtlich besetzt haben sollte, sowie um ein anderes Stück Grenzland, die Puna di Atacama, das von beiden Seiten in Anspruch genommen wird. — Die in Berlin gestorbene Schriftstellerin und Verfasserin zahlreicher Romane **Jenny Hirsch** hat sich besonders um die Hebung der Frauenbildung und des Frauenerwerbs verdient gemacht. Sie war zuerst Lehrerin, erhielt dann eine Stellung in der Redaktion des „Bazar“ und wurde 1866 zur Schriftführerin des Lettevereins gewählt, dessen Geschichte sie geschrieben hat. Auch gab sie im Verein mit Gleichgesinnten die Zeitschrift „Der Frauenanwalt“ heraus. — In München starb **Franz Nachbaur**, der einst durch seinen herrlichen Tenor nicht nur das Publikum hingerissen hat, sondern auch den König Ludwig II. von Bayern, dessen Lieblingssänger er war. Nachbaur wurde am 25. März 1835 auf



Franz Nachbaur †.

Schloß Gießen bei Tettnang in Württemberg geboren und war von 1867 bis 1889 eines der hervorragendsten Mitglieder des Münchener Hoftheaters.

Die Grotte Giusti von Monsummano.

(Mit Bild.)

Ein eigentümliches Schwitzbad befindet sich nicht weit von dem weltbekannten Badeorte Lucca in Toskana. Es ist die Grotte Giusti von Monsummano, die ihren Namen nach dem Dichter Giuseppe Giusti erhielt, auf dessen Landgut sie beim Betriebe eines Kalksteinbruchs vor fünfzig Jahren entdeckt ward. Ihre Tropfsteingebilde machten sie zur Sehenswürdigkeit, und bald fiel den Besuchern die außerordentlich schweißtreibende Luft darin auf. Dies weckte den Gedanken, sie als natürliches römisch-irisches Bad zu benutzen. Der Besitzer ließ zur Aufnahme fremder Kurgäste erst ein kleineres, dann ein größeres Gebäude unmittelbar vor dem Eingang der Grotte errichten, und die Kranken gehen direkt von ihrem Zimmer aus in langem, hemdartigem Gewand und Sandalen in die Grotte, wo Bänke aufgestellt sind, auf denen sitzend man je nach Verordnung eine halbe bis zwei Stunden schwitzt.

Versteigerung im Fundbureau der Berliner Eisenbahnen.

(Mit Bild auf Seite 133.)

Was alles vom reisenden Publikum in den Eisenbahnwagen und Wartesälen liegen gelassen wird, davon bekommt man einen Begriff, wenn man eines der Eisenbahn-Fundbureaus, wie sie gegenwärtig in Deutschland in allen größeren Städten bestehen, aufsucht. Die in Verschlägen nach Gattungen geordneten Gegenstände, die sich dort anhäufen und nicht zurückgefordert werden, kommen gewöhnlich nach einem halben Jahre zur öffentlichen Versteigerung. Vorher werden sie in den Zeitungen zur Abholung ausgeboten; Geldbeträge werden an die Polizeibehörde abgeliefert. Der erzielte Erlös wird nach Abzug der Lager- und Anzeigekosten an gemeinnützige Kassen des betreffenden Ortes abgeführt.



Die Grotte Giusti von Monsummano (Italien).

Das Perlenkästchen.

Erzählung aus der Südsee. Von **Emil Rocht**.

1. (Nachdruck verboten.)

Mittwoch und Samstag sind die beiden Tage der Woche, die von der polynesischen Bevölkerung Papeetes, der Hauptstadt von Tahiti, den anderen vorgezogen werden. Auch die europäischen Bewohner begrüßen dieselben als angenehme Unterbrechung des ziemlich einförmigen Daseins. An diesen Tagen giebt nämlich die städtische Musikkapelle auf dem großen Platze vor dem Palast des Gouverneurs Freikonzert. Jung und alt, Europäer und Polynesier — alle strömen herbei, auf und ab spaziert das gutmütige, leichtlebige tahitische Volk, alle schäkern und plaudern und scherzen und treiben Allotria, und der Beschauer muß unwillkürlich lächeln, wenn er das Gebaren dieser Tropenkinder betrachtet, die den Ernst des Lebens so wenig kennen.

Dies that auch an einem dieser Musikabende ein Mann, der, behaglich auf einer der ringsum aufgestellten Bänke zurückgelehnt, den Rauch seiner Zigarette von sich blies. Er war in den mittleren Jahren, hatte freundliche und offene Gesichtszüge und schien mit vielem Humor die bunte Scene zu studieren.

„Excusez!" Mit etwas unbeholfener Verbeugung nahm ein anderer Mann neben ihm Platz auf der Bank. „C'est chic, ça!" setzte er, auf die Menge deutend, hinzu.

„Ach, sprechen Sie doch deutsch," fiel ihm der andere in die Rede. „Ihrem Accente und Ihrem Gesichte nach zu schließen müssen Sie ein Deutscher sein. Wie gefällt Ihnen dieses Leben und Treiben?"

„Sie sind ein scharfer Beobachter," sagte der Hinzugekommene, süßlich lächelnd, auf deutsch. „Freilich ist mein Französisch nicht weit her, und meine Züge haben schon mehr als einmal den Deutschen verraten."

Er lächelte wieder. Es war ein eigentümliches Lächeln. Eine gewisse Absicht lag darin, etwas Berechnetes, als gehe der Mann



Versteigerung im Fundbureau der Berliner Eisenbahnen. (S. 132)

darauf aus, seine Mitmenschen zu seinen Gunsten einzunehmen. Die Kleidung und Manieren ließen den Seemann erkennen. Das von einem etwas struppigen blonden Backenbarte umrahmte Gesicht war nicht übel, aber eine gewisse verdächtige Rötung der Nase machte den Eindruck, als habe ihr Besitzer mit Whisky, Gin und verwandten Geistern einen innigen Freundschaftsbund geschlossen.

„Aus welcher Gegend Deutschlands sind Sie, wenn ich fragen darf?“ forschte der Seemann.

„Aus Magdeburg,“ sagte der Raucher.

„Alle Wetter!“ rief der andere aus. „Also doch! Ich täusche mich nicht — ist Ihr Name nicht Eduard Rauchmann?“

„Sie kennen mich? Das ist in der That erstaunlich! Aber wer sind Sie? Ich kann mich Ihrer nicht erinnern.“

„Peter Knappe,“ half ihm der andere. „Wir gingen zusammen bis Tertia in dieselbe Schule.“

„Wahrhaftig, Peter!“ sagte Eduard. „Wie uns das Leben doch herumwirft!“ sagte er nachdenklich. „Daß wir uns nach all diesen Jahren hier in Tahiti treffen würden, hätte ich nie und nimmermehr gedacht. Komm, wir wollen am Hafen ein wenig unsere Beine vertreten und die Brise genießen; dann aber, zur Feier dieser merk- und denkwürdigen Begegnung, wollen wir etwas Gutes trinken.“

„Einverstanden!“ rief Peter aus, und die beiden schlenderten gemächlich dem Hafen zu.

„Wie bist du eigentlich dazu gekommen, Seemann zu werden?“ fragte Eduard.

„Na, du weißt ja, ich war ein Faulpelz und hatte den Kopf voll allerlei Abenteuerlichkeiten. Meine Eltern waren tot — kurz, ich brannte durch und dachte als Seemann ein freies Leben zu führen. Ein Hundeleben ist's, hol es der Henker. Aber wenn man nichts anderes gelernt hat — doch lassen wir das!“

„Na, nur nicht verzagen!“ tröstete Eduard. „Vielleicht kommt es doch noch einmal besser.“

„Ja, du hast gut reden; du hast etwas Tüchtiges gelernt, bist wohl einer der gutbezahlten Buchhalter in einem der großen Handelshäuser hier?“

„Das war ich früher. Seit einigen Jahren bin ich selbständig. Ich bin nur vorübergehend in Geschäften hier, ich lebe sonst auf den Paumotuinseln.“

„Hast wohl dein Schäfchen ins Trockene gebracht und willst bald nach Deutschland zurück, wie?“

„Ach nein. Nach all diesen Jahren des freien Lebens könnte ich mich nur schwer wieder in das streng geregelte Dasein eines deutschen Bürgers hineinfinden. Auch schaudert mir vor dem Winter. Ueberdies liebe ich meine Adoptivheimat und mein Weib. Ich habe mich nämlich mit einer der Töchter dieses Landes verheiratet.“

„Beneidenswerter Mensch!“ rief Peter mit einem Seufzer, in dem etwas wie Neid zitterte, aus. „Aber sehnst du dich nicht danach, deine Eltern und Geschwister wiederzusehen?“

„Leider alle gestorben, bis auf meinen Bruder Karl.“

„Ach, Karl! Na, wie geht's denn dem?“

„Leider nicht gut. Er ist Vater von zehn Kindern, und sein Einkommen reicht für die Bedürfnisse seiner Familie nicht aus. Natürlich unterstütze ich ihn nach Kräften, aber je größer die Kinder werden, desto mehr wachsen auch die Ausgaben. Ich habe vor einiger Zeit einen wahren Jammerbrief erhalten. Glücklicherweise kann ich helfen. In letzter Zeit habe ich ungewöhnliches Glück mit meinen Muscheln gehabt.“

Der andere horchte auf. „Muscheln?“

„Perlmuttermuscheln,“ erklärte Eduard. „Das ist das Hauptgeschäft in den Paumotus. Die Eingeborenen sind geschickte Taucher. Die Bänke sind zwar fast erschöpft, hie und da findet man indessen noch einen ergiebigen, nicht allzu tiefen Platz mit schönen, ausgewachsenen Muscheln. Das war der Fall bei mir in den letzten sechs Monaten; ich fand nicht nur Muscheln, sondern auch Perlen darin.“

„Wirklich?“ warf Peter hin. Es sollte gleichgültig klingen, aber seine Augen glitzerten.

„Jawohl, Perlen, schöne Perlen. Besonders eine große, wunderbar reine wird viel dazu beitragen, das Mißgeschick Karls zu lindern.“

„So willst du sie Karl schicken?“

„Das ist es, was ich beabsichtige. Ich wollte sie anfangs hier verkaufen und den Erlös nach Europa senden. Bei reiferer Ueberlegung aber entschloß ich mich, die kostbaren Dinger direkt an Karl zu senden. Er wird in Europa viel mehr dafür erhalten als ich hier. Zehntausend Mark sicherlich.“

Peter war in tiefes Nachdenken versunken. Er zerkaute die Zigarre, die ihm sein ehemaliger Schulfreund gegeben hatte. Seine unsteten Blicke schielten seitwärts auf Eduard hin. War das nicht ein Glückspilz? Giebt es nicht Menschen, denen alles glückt, was sie unternehmen? Und giebt es nicht wieder andere, die vom Unglück verfolgt werden, die sich immer plagen müssen und es doch zu nichts bringen? Hier neben ihm ging einer, dem es eine Spielerei war, zehntausend Mark wegzuschenken. Und er? Wie lange würde es wohl dauern, bis er zehntausend Mark zu ersparen vermochte bei fünfundzwanzig Dollars Monatslohn?

„Hast du aber auch alles überlegt?“ fragte Peter plötzlich mit gutgespielter Teilnahme. „Wie, wenn der Schatz in Verlust geriete?“

„Das ist unmöglich,“ erwiderte Eduard. „Ich habe die Dingerchen stets bei mir, und einmal aus meiner Hand, ist ihr Wert durch die Versicherung gedeckt.“

„So, so — natürlich! Aber ist es nicht Zeit, einen Schlaftrunk zu nehmen?“

„Du hast recht,“ rief Eduard. „Komm, nicht weit von hier wohnt ein anständiger Chinese, der einen guten Tropfen feilhält.“

Der Chinese gab den beiden ein besonderes Zimmer und einen wirklich ganz trinkbaren Wein. Zigarren wurden angezündet, und es überkam Eduard bald eine behagliche Stimmung. Man plauderte von der Heimat, und Peter war hinter der Flasche ein zwar etwas rauher, aber ganz interessanter Gesellschafter. Er erzählte von seinen Abenteuern zu Wasser und zu Lande, aus der ersten Flasche wurde eine zweite und dritte, und die Stunden verflogen wie Minuten. Der Kopf Eduards wurde schwer und schwerer, aber plötzlich erinnerte er sich, daß es spät sei.

„Es ist ja schon ein Uhr!“ rief er mit etwas lallender Zunge. „Himmel, wo ist denn die Zeit hingekommen?“

„Wahrscheinlich dahin, wo alle Zeit seit Erschaffung dieser miserablen Welt hingekommen ist,“ lachte Peter. „Komm, ich bringe dich nach deinem Gasthofe.“ Er war so lustig wie selten zuvor. Sein Kopf war hell und klar, denn der Wein konnte auf ihn, der so viel stärkere Getränke liebte, keine bedeutende Wirkung ausüben.

Sie traten ins Freie. Der Mond war untergegangen, und es war sehr dunkel. Lauernd flogen die Blicke des Matrosen vorwärts und rückwärts. Plötzlich bückte er sich, hob schnell einen Stein vom Boden auf und führte damit einen so wuchtigen Schlag auf den nur mit einem leichten Strohhute bedeckten Kopf Eduards, daß das arme Opfer lautlos zusammenbrach. Der Schurke durchsuchte sodann die Kleider Eduards. In der Brusttasche fand er das Taschenbuch mit Papieren, Briefen und Banknoten, in einer der Hosentaschen die Geldbörse, mit Gold- und Silberstücken wohl gefüllt. Er verwahrte alles sorgfältig in seinen eigenen Kleidern. Aber die Perlen — wo waren die? Sagte Rauchmann vorhin nicht, er habe sie immer mit sich? — Ha, da! Ein Gürtel um den Leib, ja, das war's! Der Matrose konnte die runden harten Dingerchen deutlich durchfühlen.

Hastig schnallte er den kostbaren Gürtel los und um seine eigenen Hüften. Dann zögerte er einen Moment. Sollte er sein Opfer da liegen lassen? Das gäbe einen schönen Skandal morgen. Er hob den Stein wieder auf und versetzte dem Unglücklichen noch einige gräßliche Schläge, daß es dumpf durch die stille Nacht hallte. Dann verbarg er den Körper unter einem seitwärts stehenden Hibiscusstrauch. Er selbst ging die paar Schritte zum Hafen hinunter.

Er hatte Glück — er fand, was er suchte. Ein Boot lag da, bloß mit einem Seile am Ufer befestigt. Den leblosen Körper herbeitragen, in das Boot legen, das Seil losknüpfen und leise, behutsam, aber mit gut geschulten raschen Ruderschlägen hinaus zur einsamsten Stelle des geräumigen Hafens zu rudern, war das Werk einiger Minuten. Im Boote lag ein kleiner Anker. Er befestigte dessen Kette unter den Armen Eduards. Während er dies that, strich seine Hand über die Uhrkette. Er erinnerte sich, daß die Taschenuhr von Gold sei, nestelte dieselbe los und steckte sie in seine eigene Tasche. Dann zog er den Körper sachte über Bord und ließ ihn samt dem Anker langsam in die Tiefe gleiten.

2.

Es war ungefähr zwei Wochen nach den erzählten Begebenheiten. Eine gute Brise füllte die Segel des Schoners „Le Gaulois“, der mit sanfter Bewegung über die tiefblaue, in lang dahingestreckten Schwellungen ruhig atmende See glitt. Die Insel Nairoa, eine der größten in der Paumotugruppe, war soeben in Sicht gekommen.

Ein Mann im hellen Tropenanzuge lag unter dem das Verdeck beschattenden Schutzsegel in einem bequemen Schiffssessel ausgestreckt. Er rauchte eine echte Havanna und blinzelte dabei seine Umgebung aus schläfrigen Augen an; dann legte er wie müde seinen Kopf zurück und schien zu schlummern. In der That hatte er seit Beginn der Reise nichts anderes gethan, als essen, rauchen und schlafen. Er war sehr schweigsam und gab dem höflichen französischen Kapitän, der eine Annäherung versucht hatte, mit dem Hinweise auf sein schlechtes Französisch nur einsilbige Antworten. Man kannte ihn an Bord als den Amerikaner Brown, der nach den Paumotus ging, Perlen einzukaufen.

Dieser Mister Brown war Peter Knappe. Er hatte seinen Raub einer sorgfältigen Prüfung unterzogen. Banknoten, Gold und Silber machten zusammen ungefähr fünfzig Pfund Sterling aus. Dann gab es verschiedene Rechnungen über Waren u. s. w. — das Taschenbuch enthielt pünktliche Notizen über geschäftliche Vorkommnisse — und endlich fand er ein geschlossenes Couvert mit der Aufschrift: „An den deutschen Konsul in Tahiti (für den Fall meines Todes).“

Knappe hatte nicht gezögert, den Brief zu erbrechen und zu lesen. Derselbe lautete:

„Sehr geehrter Herr Konsul! Ich war stets der Meinung, daß ein guter Geschäftsmann seine Angelegenheiten so geordnet halten muß, daß für den Fall seines Todes die Hinterbliebenen möglichst wenig mit unklaren Angelegenheiten belästigt werden. Diesem

Prinzipe gemäß teile ich Ihnen folgendes mit. Ich habe ein Kästchen, welches Perlen im Werte von etwa zwanzigtausend Mark enthält, vor meiner Abreise von Nairoa in meinem Hausgarten vergraben. Der Platz ist unter der dritten Kokospalme von der Nordecke meines Hauses an gerechnet. Da meine Frau wie alle Polynesier von grenzenloser Gutmütigkeit und in Geldangelegenheiten ein völliges Kind ist, konnte ich sie nicht in das Geheimnis einweihen. Ich bitte Sie herzlich, die Interessen der Verlassenen zu vertreten. Hochachtungsvoll

Eduard Rauchmann."

Peter Knappe hatte diesen Brief wohl ein Dutzend Mal durchbuchstabiert und durchstudiert. Welch ein glücklicher Zufall! Das Glück fing an, ihm zuzulächeln. Spielte es ihm denn da nicht einen Schatz in die Hände? Warum sollte er den nicht heben? Kein Mensch wußte darum, nur er, er allein. Das dumme Frauenzimmer von einer Insulanerin brauchte ja das Geld nicht. Fand er das Kästchen, so hatte er alles in allem dreißigtausend Mark, damit konnte man schon etwas beginnen. Also auf nach Nairoa!

Der „Gaulois" fuhr in den Hafen ein, und das Landen der Passagiere und Güter wurde bewerkstelligt. Mister Brown fand bald Unterkunft in einem zufälligerweise leer stehenden Häuschen, das wie die meisten Wohnungen der Insel aus mit Sand vermengtem Korallenkalk erbaut war. Rauchmanns Haus, wie der Fremde bald erfahren hatte, stand nicht weit davon inmitten eines Gartens. Der Kaufladen war dicht dabei und bildete mit dem notwendigen Warenschuppen, dem Kopra- und Muschelmagazin, einen Komplex für sich. Das Ganze machte den Eindruck eines ruhigen, prunklosen, aber soliden Wohlstandes.

Das hatte Mister Brown in kürzester Zeit alles herausgefunden. Auch zögerte er nicht, sich die im Briefe bezeichnete Kokospalme genau zu merken, als er mit unschuldiger Miene an dem Garten vorüberschlenderte. Er war entschlossen, in der nächsten dunklen Nacht den Schatzgräber zu spielen.

Außer Eduard Rauchmann waren noch einige Händler auf der Insel, meist Amerikaner und im ganzen recht dunkle Ehrenmänner. Mister Brown trachtete aus guten Gründen, die Gesellschaft dieser Herren nach Kräften zu vermeiden, und begnügte sich mit kurzen Grüßen und einigen konventionellen Phrasen. Zu den Honoratioren zählten dann noch der Inselchef, ein dicker Kanake, und der presbyterianische Missionar, ein Mischling.

Mister Brown war schon einigemal im Laden Eduards gewesen, angeblich, um Provisionen zu kaufen, in Wirklichkeit aber, um die Verhältnisse auszuforschen. Frau Aro, die Gemahlin Eduards, hatte er bloß von weitem auf der Veranda ihres Hauses gesehen. Im Geschäft bediente ihn ein ältlicher tahitischer Mischling. Sonst sah er nur ein oder zwei Gefährtinnen der Hausfrau und einen jungen Burschen, der im Geschäfte mit Hand anlegte. Der Haushalt beschränkte sich augenscheinlich auf ein halbes Dutzend Leute, ein Umstand, der Mister Brown sehr willkommen war.

Einige Tage nach seiner Ankunft auf Nairoa schlenderte er wieder einmal dem Kaufladen zu. Die Sache fing an, ihm langweilig zu werden. Die Nächte waren noch immer zu hell. Einen Spaten hatte er schon angeschafft unter dem Vorwande, nach Würmern graben zu wollen, um sich die Zeit mit Angeln zu vertreiben. In einer Woche längstens ging ein Schoner von Tahiti ab, und bis dahin mußte er die Perlen haben.

Mit diesen Gedanken beschäftigt, trat er eines Tages wieder in den Laden ein. Da stand Frau Aro, an den Ladentisch gelehnt, eine Zigarette zwischen den Fingern. In der Südsee raucht alles, Mann und Weib, jung und alt. Die hübsche Frau begrüßte den Fremden freundlich, und bald waren beide in einem lebhaften Gespräch.

„Haben Sie meinen Mann in Tahiti getroffen?" fragte Aro plötzlich.

Mister Brown verneinte stotternd.

„Schade," bedauerte Aro. „Nun, er wird ja bald zurückkommen, und dann werden Sie sich kennen lernen."

Der Bösewicht fühlte bei diesen Worten ein leises Zittern seiner Glieder. Was war es nur, das ihm seine Kaltblütigkeit raubte? Er gab sich alle Mühe, nicht daran zu denken, aber er sah die Leiche Eduards, wie sie als dunkles unbestimmtes Etwas im Boote lag, vor sich. Ein inneres Grauen schüttelte ihn wieder und wieder. Er beendigte schnell seinen Einkauf, und nach einigen weiteren gleichgültigen Worten verließ er den Laden.

Mister Brown verbrachte die nächsten Tage in einer sonderbaren Seelenverfassung. Bald schlich er sich um Aros Haus herum, bald rannte er kreuz und quer über die Insel. Während dieser ganzen Zeit hatte sich Mister Brown streng aller geistigen Getränke enthalten. Allein er begann zu fühlen, daß die alte, tiefgewurzelte Leidenschaft anfing, ihn mit der früheren Gewalt zu packen. Die instinktive Furcht, er könne im Zustande der Trunkenheit sein Geheimnis verraten, hielt ihn aber von allen Ausschreitungen zurück. Der Boden brannte ihm unter den Füßen. Er wollte so schnell als möglich die Insel verlassen. Er sehnte eine dunkle Nacht herbei, um sein Vorhaben endlich ausführen zu können.

In solcher Stimmung war er wieder eines Tages über die Insel gewandert. Er fühlte sich müde und wie zerschlagen, als er des Abends seinem Hause zueilte. Er bemerkte nicht, daß die Leute sich mehr als je über sein eigentümliches Gebaren verwunderten, und sah nicht, daß ein halbes Dutzend junger Burschen ihm geräuschlos folgte. Während er sein Abendbrot zu sich nahm, war er von scharfen Augen bewacht, ohne es zu wissen. Zwischen dem oberen Rande der Hausmauer und dem Dache war wie bei jedem polynesischen Hause vom Baumeister ein leerer Raum gelassen, um der Luft besser Zutritt ins Innere zu gestatten. Durch diesen Raum blickten helle junge Augen. Die schelmischen Verfolger hatten sich auf einige in der Veranda befindliche leere Kisten gestellt und beobachteten neugierig den sonderbaren Amerikaner, dessen Gebaren anfing, einen ergiebigen Gesprächsstoff auf der Insel zu bilden.

Nach Beendigung seiner Mahlzeit legte Mister Brown seine Uhr — Eduards Uhr — auf den Nachttisch und warf sich angekleidet aufs Bett. Eine Bewegung ging beim Anblick der Uhr durch die Reihen seiner Beobachter, und lautlos und geschmeidig wie junge Katzen schlichen sie sich davon, um die Neuigkeit, daß Mister Brown genau eine solche Uhr wie „Monsieur Eduard" habe, zu verbreiten.

— — — — — — — —

Die ersehnte dunkle Nacht kam endlich. Es war aber auch schon die höchste Zeit, denn zwei Tage später sollte der Schoner abgehen. Leise, mit vorsichtigen Schritten, schlich Mister Brown sich um Mitternacht zum Hause Eduards hin. Als er über den Zaun kletterte, konnte er jedoch nicht alles Geräusch vermeiden. Er kannte die Lokalität bereits genau, fand daher die Palme rasch und fing mit dem mitgebrachten Spaten zu graben an. Nach kurzer Arbeit in dem lockeren Erdreich stieß er bald auf etwas Hartes, metallisch Klingendes, und bald kam das Blechkästchen in der That zum Vorschein. Da war es in seiner Hand, sein, unwiderruflich sein! Innerlich jubelnd stellte er es sachte auf den Boden und ging daran, dem Platze möglichst sein früheres Aussehen zu geben. Da hörte er hinter sich den Kies des Weges unter leichten Schritten knirschen. Zu Tode bestürzt wendete er sich um — Aro in ihrem hellen Kleide stand vor ihm.

„Wie geht es, Mister Brown?" sagte sie so ruhig und melodisch wie damals im Kaufladen. „Sie besuchen mich heute zu ungewohnter Stunde. Ich sah Sie über den Zaun springen und erkannte Sie sofort. Was machen Sie denn da? Halt! Bleiben Sie stehen, wo Sie sind," fuhr sie kaltblütig fort und richtete einen gespannten Revolver, den sie bisher in den Falten ihres Keides verborgen gehalten hatte, auf ihn. „Ich bin bewaffnet. Wenn Sie Ihr Leben lieben, so gehen Sie auf das Haus zu und setzen sich dort auf den Verandasessel. Ich folge mit dem Revolver und schieße Sie beim geringsten Fluchtversuche nieder."

Zu sagen, daß Mister Brown vor Wut schäumte, wäre ungenügend, um seinen Zustand zu kennzeichnen. Er hätte sich und die ganze Welt zerfleischen mögen. Sollte sein Spiel im letzten Moment verloren sein? Nein, nein! Nur eine dumme Patsche war es. Die Leute würden an einen einfachen Diebstahl glauben. Wie wäre es auch möglich, daß sie das übrige erführen? Mit einiger Schlauheit kann man diese Kanaken um die Finger wickeln. „Nur klug sein, nur klug sein!" murmelte er.

„All right, Madame!" sagte er dann laut. „Ich konnte nicht schlafen und wollte mir bloß ein wenig die Zeit unter Ihren schönen Blumen vertreiben."

„Das wird sich ja zeigen," sagte Aro mit ihrem sanften Tonfall. „Vorwärts, bitte."

Mister Brown konnte nicht anders, er mußte aufs Haus zu marschieren und sich dort auf den Sessel setzen. Aro blieb fünf Schritte von ihm mit dem Revolver stehen.

„He, Manariki! He, Manafé!" rief sie jetzt mit lauter Stimme.

Der Mischling und der junge Bursche rannten verwundert herbei.

„Bring einen langen Strick, Manafe," sagte Aro zu dem Jungen. „Du, Manariki, bleibst. Rühren Sie sich nicht, Mister Brown, oder ich muß schießen."

Jetzt eilten auch die beiden Hausgenossinnen Aros mit Licht herbei. Ihre Mienen zeigten zwar Bestürzung, aber sonst waren sie ruhig und gefaßt. Die Selbstbeherrschung dieses Volkes ist in der That erstaunlich.

Manafe erschien mit dem Seile, und Mister Brown wurde zuerst am Sessel und dann an einem der Verandapfosten festgebunden. Er protestierte zwar dagegen und wollte die Sache ins Komische ziehen, mußte sich aber doch alles gefallen lassen, denn der Revolver Aros war jetzt nur noch ein Meter von seiner Stirn entfernt.

„So," sagte Aro, als der nächtliche Besucher sicher gefesselt war, „jetzt geh, Manariki, mit dem Lichte zur dritten Palme im Garten und sieh, was Mister Brown dort wollte."

Der Mischling ging und kehrte alsbald mit dem Blechkästchen zurück. Es war verschlossen, aber der Schlüssel hing an einer Schnur daran. Aro öffnete es und fand wohlverwahrt zwanzig prachtvolle Perlen darin. Auf einem beiliegenden Zettel stand in der Handschrift Eduards: „Eigentum meiner Frau."

Lange Zeit blickte Aro wortlos und sinnend auf die Perlen und auf den Zettel.

„Guter Mann!" murmelte sie. „Aber wie erfuhren Sie von diesen Perlen, Herr?" fragte sie, plötzlich sich wieder an den Gefesselten wendend. Zum erstenmal zitterte es wie Erregung in ihrer Stimme. „Mein Mann kann Ihnen dies doch unmöglich freiwillig mitgeteilt haben!"

Sie stand eine Weile wortlos, währenddem Thränen in ihren Augen aufstiegen und an den Wangen niederperlten. „Haben Sie meinem Manne etwas zu leide gethan, Mister Brown?"

„Ach, was denn nicht noch alles?" versetzte dieser mit seinem heiseren Lachen. „Was sich diese Frauenzimmer gleich für Hirngespinste machen!"

„Wie kommen Sie also dazu, vom Vorhandensein des Kästchens zu wissen?"

Mister Brown fand in der Schnelligkeit keine Antwort auf diese Anklage. Sein Witz fing an, ihn zu verlassen. In seinem Kopfe war es wüst und öde. Er hielt es für das beste, trotzig zu schweigen und den Beleidigten zu spielen.

Aro dachte nach. „Die Kinder erzählten mir," sagte sie dann, „Sie hätten eine Uhr, welche der Eduards gleicht." Sie ging auf den Gefesselten zu und zog die Uhr aus der Westentasche, warf einen Blick darauf, erschrak aufs heftigste und ließ mit fieberhafter Hast den Deckel springen. Da war Eduards Monogramm.

Mit einem Aufschrei sank sie in die Kniee. „Er hat ihn getötet, er hat ihn getötet!" schrie sie. Die Thränen strömten ihr über das Gesicht, und ein Beben schüttelte ihren ganzen Körper. Dahin war ihre Selbstbeherrschung, dahin ihr ruhiger Ton; sie war nur noch das verzweifelte Weib, dem man das Liebste auf der Welt geraubt hat.

Unter herzzerreißendem Schluchzen beauftragte sie Manariki, den Bösewicht weiter zu durchsuchen. Das Taschenbuch, die Papiere und der Perlengürtel Eduards mit dem kostbaren Inhalte kamen zum Vorschein.

Nun war kein Zweifel mehr möglich. Eine unheimliche starre Ruhe war nach dem ersten heftigen Schmerzensausbruche über Aro gekommen. Mechanisch betrachtete sie die zum Vorscheine gekommenen Gegenstände. Nur von Zeit zu Zeit entrang sich ein krampfhaftes Stöhnen ihrer Brust.

Humoristisches.



Verschnappt.

Herr: Haben Sie in meinen Kleidern nicht ein Fünfmarkstück gefunden, Jean?
Diener: Nein; aber in Ihrer Westentasche ist ein Loch . . .
Herr: Da kann aber kein Fünfmarkstück durchfallen!
Diener: Es war ein goldenes, gnä' Herr!

Vorsicht.

Frau: Aber Männchen, du kommst zum erstenmal, solange wir verheiratet sind, ohne den Schirm nach Hause.
Professor: Ich hab' ihn absichtlich 'mal stehen lassen. Sonst glaubt mir am Ende kein Mensch, daß ich Professor bin.

Mittlerweile waren die Nachbarn, durch den Lärm aufgeschreckt, herbeigeeilt. Endlich erschien auch der Häuptling und der Missionar. Sie ließen sich von Manariki getreuen Bericht erstatten. Mister Brown saß indessen wie gelähmt in seinen Fesseln. Er war ein völlig gebrochener Mann. Unbestimmte Ideen jagten sich in seinem Kopfe wie flüchtige Schatten. Nur eines wußte er bestimmt, daß nun sein Spiel verloren war.

Und das war es in der That. Auf dem fälligen Schoner fuhr Peter nach Tahiti zurück, wo er zu lebenslänglicher Zwangsarbeit in Neukaledonien verurteilt wurde.

Frau Aro tröstete sich mit der Zeit, was bei dem leichtherzigen Naturell dieses Völkchens nicht anders zu erwarten war. Sie sandte alle Perlen durch das Konsulat an ihren Schwager nach Deutschland, dem dadurch dauernd geholfen war. Den Laden führte sie mit Hilfe des Mischlings, der ein für dortige Verhältnisse gebildeter und gewandter Mann war, fort. Daß die beiden sich später geheiratet haben, erscheint fast selbstverständlich, denn auf den Paumotus stirbt man nicht am gebrochenen Herzen.

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 18.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 16:
Besser wenig und gut, als viel und schlecht.

Charade. (Viersilbig.)

Die ersten, obgleich ohne Orden,
Nicht von Adel, ohne Stern,
Weilen — glaube meinen Worten —
Doch vom Hofe niemals fern.

Meine zweiten — selbst dein eigen —
Thun oft mehr als Worte kund;
Was sich tief verbirgt, erreichen
Sie selbst auf der Seele Grund.

Und mein Ganzes macht Beschwerden,
Ob es winzig auch und klein;
Wo es war, wird's wieder werden
Und bringt dann aufs neue Pein.

Auflösung folgt in Nr. 18.

Verbindungs-Rätsel.

Was oft das Kind als Spielzeug hat,
Und was zu sehn mit Zweig und Blatt,
Das wird, zu einem Wort verbunden,
In manchem Schiff auf See gefunden.

Auflösung folgt in Nr. 18.

Auflösungen von Nr. 16:
des Rätsels: Bengel — Engel;
des Homonyms: Auflauf.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.